

(Nachdruck verboten.)

191]

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Bismarck, der Johannes Semper und Heinrich den Seefahrer verbannt hatte, war in Berlin, und das war Asmus eben recht; er hätte ihm damals nicht begegnen mögen. Aber im Sachsenwalde war ein Förster, der eines Mitgliedes Onkel war. Dieses Mitglied hatte einmal „Das Blatt im Buche“ in durchaus ernsthafter Absicht deklamiert und damit eine komische Wirkung erzielt, die durch keine Selbstbeherrschung zu unterdrücken war. „Ich hab' eine alte Ruhme“, so beginnt das Gedicht, und genau das Organ einer alten Ruhme hatte der Deklamator. Aber den Sachsenwald kannte der Deklamator; er kannte jeden Weg und Steg, und Asmus wollte ihm schon seine Bewunderung aussprechen, als sie plötzlich vor dem Försterhause standen und aus dem Hause die Försterstochter ihnen zur Begrüßung entgegentrat. Jetzt wunderte sich Asmus nicht mehr, daß das „geschätzte Mitglied“ hier herum Weg und Steg kannte; denn diese Försterstochter war wohl das Hübscheste, was der Sachsenwald zu geben hatte. Sogleich empfand Asmus in der Herzegend ein so süßes Weh, daß er bei dem bald darauf aufgetragenen Mahle nur Flüssiges genießen konnte und den Deklamator des „Blattes im Buche“ mit argwöhnisch brennenden Blicken ansah. Nach dem Essen sollte Asmus rezitieren, und zwar die Szene zwischen dem Patriarchen und dem Tempelherrn, weil es Morieux „kolossal“ fand, wie er zugleich das edle Ungefüm des Ritters und die hornierte Heimtücke des Pfaffen zum Ausdruck bringe, sogar im Gesicht! Und Asmusens Herz stieg wie das Ross eines Ritters, der in die Schranken reitet und vom Balkon die Farben seiner Dame winken sieht. Er machte seine Sache auch gewiß so gut wie je, und als er beendet hatte, klatschte auch die Försterstochter mit den Händen, aber nur ein einziges Mal; sie hatte nämlich eine Motte gefangen, die sie schon minutenlang mit den Augen verfolgt und nur mit Rücksicht auf die Kunst so lange verschont hatte. Unmittelbar nach Semper erhob sich, wenn auch unaufgefordert, der Führer durch den Sachsenwald, um das „Blatt im Buche“ zu rezitieren. Da die Vereinsmitglieder an die Schreden dieser Deklamation schon gewöhnt waren, so ging es mit einigen zerbissenen Lippen und zerrungenen Händen ab; nur Morieux explodierte natürlich in einem jähen Rasenlaut, den er durch ein heftig gezogenes Taschentuch in ein dringend nötiges Ausschmupfen maskierte. Die Tochter des Waldes aber blickte strahlend auf den Handlungsgehülfen, als wollte sie sagen: „Ein Künstler bist du auch noch?“

„So'n Sirupskringel!“ knirschte Asmus in sich hinein, und damit meinte er nur den Handlungsgehülfen, obwohl es in gewissem Sinne auch auf die Tochter des Waldes paßte. Asmus hatte ja bald heraus, daß sie zu den höheren Dingen keine Beziehungen unterhielt; aber doch blieb er ganz in ihr gefangen; sie war eine Brezel, die der himmlische Menschenbäder mit unendlich vielem Sirup bestrichen hatte. Und als nun alle nach einer Waldlichtung eilten und „Dritten abschlagen“ spielten, da traf es sich merkwürdig oft so, daß die Försterstochter vor dem alten Ruhmendeklamator stand, und dann legte er — dieser Fressling — ganz ungeniert, wie im Eifer des Spiels die Hände um die Taille des hochatmenden wonnigen Geschöpfes. „Der Schuft“, dachte Asmus, und die Treue von 1880 wankte in ihren Grundfesten. Er fragte sich, ob er es auch wagen würde, ihr die Hände um die Hüften zu legen. „Nie“, sagte er sich. Wenn sie es ihm verwiesen hätte, wäre er vor Scham und Stolz gestorben. Und als es das Spiel so fügte, daß sie beide vor ihm standen und er als „Dritter“ den Platz räumen mußte, um nicht „abgeschlagen“ zu werden da nahm er das als ein tiefschmerzliches Symbol. Beim Abendbrot kostete er dann nach, was er mittags versäumt hatte; in seiner großendlichen Versunkenheit fraß er alles in sich hinein, was ihm vorkam: Schinken, Mühreier, Schwarzbrot und Viebesgram. Beim Abschied wollte er erst ohne Gruß verschwinden; aber sie sollte es sich nicht einbilden, daß sie ihn verwundet habe, und mit blutendem Herzen gab er

ihr lächelnd die Hand, und wie die andern winkte er, im Waldesdunkel langsam verschwindend, noch lange mit Räckeln zurück. Zu Hause verfiel er sofort in vierfüßige Trochäen, und das dauerte auch den folgenden Tag noch fort, und als das Gedicht wohl an tausend Füße hatte, fühlte er sich bedeutend ruhiger. Und als er nach dreien Tagen in einem uralten Exemplar von Herbers „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ las und plötzlich aus einer Waldwirrnis von Gedanken die hübsche Försterstochter auftauchte, da war der Generalsuperintendent aus Weimar schon stärker als die Blume des Waldes. Das blutende Herz war geheilt wie eine Stednadelwunde.

Aber die Treue von 1880 sollte ihm noch eine bessere Liebe und eine tiefere Herzenswunde bringen.

21. Kapitel.

(Wie Asmus eine bessere Liebe fand.)

Alfred Sturm, ein junger Kaufmann, war dem Verein beigetreten an jenem Abend, als Asmus an die pessimistischen Verse Schillers mit bemerkenswerter Kühnheit optimistische Gedanken geknüpft hatte. „Als ich deinen Vortrag über Schillers „Antritt des neuen Jahrhunderts“ gehört hatte, war ich dir für immer verfallen“, sagte Sturm in vertrauter Stunde. Asmusens Liebe war weniger schnell, aber nicht weniger tief, und sie bildeten einen stillen Bund im Bunde, bildeten innerhalb der „Treue von 1880“ eine Treue von Ewigkeit zu Ewigkeit. Asmus fand bei seinem Freunde etwas Kostliches, das die Deutschen nur verschwindend selten besitzen und niemals zu würdigen wissen. Die Deutschen haben eigentlich nur zwei Humore, den behäbigen Bier- und Tabakhumor, der noch ihr bester ist, und den mit spitzen Lippen säuerlich-lächelnden Geheimratshumor, von dem die Milch gerinnt und der Lachen für unsein hält; was sie fast nie haben und auch bei Shakespeare — obwohl sie's heucheln — nicht zu schätzen wissen, das ist der genial-groteske Witz, der tief-sinnige Clownhumor. Die Spitznasigen nennen ihn „blödsinnig“, und die Knoten heißen ihn „unvornehm“. Diesen Humor nun, wie alle kräftigen Humore, liebte Asmus aus innerster Seele, und den besaß Sturm. Wenn Sturm einen rasenden Schmierenschauspieler darstellte, oder aus dem Stegreif eine Hintertreppenfamilientagödie mimte, oder einen Volksredner oder auch die Hebeli aus dem Märchen „vom Fischer und seiner Frau“ verförperte, dann lachten zwar die andern auch; aber Asmus lachte so, daß er endlich rufen mußte: „Hör auf, ich sterbe!“ Aber dieser Humor würde vielleicht doch nicht das ganze Herz des Asmus eingenommen haben, wenn sich damit nicht ein merkwürdig leidenschaftlicher Aufwärtsdrang, ein bitter-ernstes Bildungs- und Verbollkommnungsstreben verbunden hätte. Diese beiden Eigenschaften, die immer wie Gegensätze aussehen und die doch durchaus keine Gegensätze sind, ließen Asmus in diesem Jüngling den Freund erkennen, den er unbewußt gesucht hatte. Sturm dagegen sah in dem jungen Semper den Menschen, der ihm endlich zu jedem ersehnten Aufschwung verhelfen könne, und wenn Asmus solche enthusiastischen Ueberschätzungen mit Händen und Füßen ängstlich abwehrte, so ging Sturm mit dem Räckeln des Besserwissenden darüber hinweg und sang aus dem damals oft gespielten Voccaccio:

„Hab ich nur deine Liebe,
Die „Treue“ brauch ich nicht.“

Aber das quälte ihn, daß er diese Liebe nicht ganz zu besitzen glaubte; er war eifersüchtig. Eifersüchtig auf Morieux. Mit dem sollte Semper sich nicht einlassen.

„Wie kannst du nur so viel mit dem Morieux verkehren! Morieux! Auf dem Dom“) gab es früher ein Affentheater von „Morieux“. Das paßt. Dieser ganze Morieux ist ein Affentheater, das von morgens bis abends Vorstellungen gibt. Das ist doch kein Charakter!“

„Nein, das ist er nicht,“ räumte Semper ein. „Er ist oft ein unangenehmer Kerl. Der Schöpfer aller Dinge hat ihn aus Resten gemacht, die zu ganzen Menschen nicht mehr ausreichen. Er hat ein blaues Bein und ein gelbes, eine

*) Der Hamburger Weihnachtsmarkt wird „Dom“ genannt.

Halb rote und halb grüne Fäde, wie ein Karlekin. Aber aus allen Schläden und Äschen seiner Seele schlagen doch zuweilen reine Flammen auf. Er hat sich in einem schweren Streit und gegen eine große Uebermacht auf meine Seite gestellt; er hat um mich gelitten; das kann ich doch nicht einfach vergessen."

Dann setzte Sturm sich schweigend, aber unzufrieden ans Klavier und introduzierte ein neues Lied; denn singen mußte Asmus zu seiner Begleitung, sobald ein Klavier in erreichbarer Nähe war. Eines Tages aber, als sie am Abend vorher in der „Treue“ wieder die schönsten und die verrücktesten Dinge getrieben hatten — Asmus sah wieder in seiner engen Klasse und überreichte Byron — da klopfte jemand. Auf Asmussens „Herein“ trat Alfred Sturm ein, um sogleich auf einen Stuhl neben der Tür zu sinken und in Tränen auszubrechen. Sein Gesicht war aschfahl; in der Hand hielt er eine gelbe Rose. Er hatte soeben in Gemeinschaft mit seinem Vater seine Mutter in eine Anstalt für Geistesranke bringen müssen.

„Ich hoffte bei dir ein wenig Trost zu finden,“ sprach er unter Schluchzen. Und diese Erwartung erschütterte Semper fast so sehr wie die Unglücksnachricht. Trost suchte sein Freund bei ihm! Bei einem Neunzehnjährigen! Der nichts erfahren hatte! Sein Freund war ja älter als er! Aber sein Freund suchte Trost, und also mußte er ihn finden. Er wuchs über sein Alter hinaus. Er dachte an den Tag, da er seinen Bruder Leopold durch den Tod verloren hatte. Und sogleich wußte er eins: Sprechen, mit Worten trösten, wäre in diesem Augenblick Noheit. Und er legte den Arm um seinen Freund, klopfte ihm langsam und leise, wie eine tröstende Mutter, die Schulter und ließ ihn weinen. Und wirklich: der Unglückliche beruhigte sich zusehends. Dann sagte Asmus mit sanftem Tone: „Ich habe einen Weg zu machen; es wäre riesig nett von dir, wenn du mich begleiten wolltest.“

Sturm nickte nur.

„Da,“ sagte er, „die Rose solltest du haben — jetzt ist sie verwelkt. Na — ist ja alles einerlei!“ — und warf sie zum Fenster hinauswerfen.

„Gib!“ rief Asmus und nahm ihm die Blume aus der Hand. „Sie wird sich erholen.“ Und er stellte sie in ein Wasserglas.

Und dann führte er den Freund zu seinem eigenen großen Tröster, führte ihn an den Elbstrom unterhalb Oldensunds bis nach Blankenese und darüber hinaus, wo die Flut immer breiter und breiter sich dehnt, daß das jenseitige Ufer dem Blick sich entschwindet, und wo der sinnende Wanderer oder der still hintreibende Segler ahnt und fühlt, daß alles Sehnen und Sorgen in einem großen Meere endet. Dorthin führte er den Freund, wo er von je auf Wiesen und Wellen wie eine himmlische Stadt die künftige Welt gesehen hatte, die künftige Welt, wo alles größer und heller und freier war, wo die Gedanken größer waren und die Gefühle, wo die Menschen trotz allen Schaffens und Ningens einander mit offenem Lächeln begegneten und das Leben immer mehr ein Sonntag und Sonntag wurde.

Sturm hatte ausführlicher von seiner Mutter erzählt, und Asmus hatte erwidert, daß eine Schwermut, wie sie die fünfzigjährige Frau befallen habe, doch schon oft geheilt worden sei. Unter anderen Beispielen fiel ihm Gutzkow ein, der schwer gemütskrank gewesen sei und danach wieder produziert habe. Durch Gutzkow kamen sie von selbst in die Literatur hinein, und von der Literatur ganz sachte in die Musik. Alfred Sturm war fanatischer Wagnerianer; nach zwei Takten schwamm er schon „auf wolkigen Höh'n“; Asmus folgte ihm darin nicht einmal bis über die Bäume. Da kam ihm nun eine köstliche List. Er brachte das Gespräch auf Wagner und ließ sich in nicht weniger als zehn Minuten beflehren. Nicht ganz, damit es nicht auffiel, aber doch zu sieben Achtern. Sturm war glücklich und lächelte wieder; es war ein höheres, ein verklärtes Lächeln. Sein Freund erkannte die Größe Wagners — nun konnte man es wirklich wieder mit dem Leben versuchen! Beim Abschied hielt er die Hand des Asmus fest.

„Du —“ sagte er. „Ich habe dich zuweilen gelangweilt mit diesem Morieur. Vergiß es, es war furchtbar kleinlich von mir. Was ist Morieur an solchem Abend, du lieber Gott! Diesen Abend vergeß ich dir nicht, so lange ich lebe!“

Dann kam der Zug; Sturm stieg ein und blieb auch dann noch am Fenster stehen, als der Zug schon fuhr. Und durch die tiefe Dämmerung des Abends sah Asmus noch lange das

erdfähle Gesicht am Wagenfenster. Als er wieder in seinem Zimmer war, fiel sein Blick auf die gelbe Rose. Sie hatte sich nicht erholt,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Beamter.

Von Vicente Blasco Ibanez,
autorisierte Uebersetzung von Albert Cronau.

(Schluß.)

„Alle sind gegen mich!“ fuhr er fort. „Ich habe viele Theaterstücke gesehen, verstehen Sie wohl? Da habe ich es gesehen, daß gewisse alte Könige, wohin sie auch gingen, ihren Scharfrichter, der rot gekleidet war und das Beil am Halse trug, hinter sich herschleppten und ihn zu ihrem Freund und Ratgeber machten. Das war logisch! Wer damit beauftragt ist, Justiz zu vollziehen, der ist doch etwas, will mir scheinen, und verdient eine gewisse Achtung. Aber in heutigen Zeiten ist alles Heuchelei. Der Staatsanwalt fordert laut einen Kopf im Namen von ich weiß nicht wie vielen ehrwürdigen Dingen, und allen erscheint es so gut; dann komme ich und erfülle seine Befehle. Und sie speien mich an und beschimpfen mich. Sagen Sie doch, ist das gerecht? Wenn ich in ein Wirtshaus trete, setzt man mich, sowie man mich erkannt hat, an die Tür; auf der Straße stehen alle meine Verührung, und selbst im Gerichtshof werfen sie mir das Gehalt vor die Füße, als ob ich nicht ebenso gut Beamter wäre wie sie, als ob mein Geld nicht im Budget stände. . . . Alle sind sie gegen mich! . . . Und dann,“ fügte er mit kaum hörbarer Stimme hinzu, „die anderen — verstehen Sie wohl? — die, welche davongingen, um nicht mehr zurückzukehren, und trotzdem zurückkommen, diese hundert Unglücklichen, die ich wie ein Vater verhäufelste, indem ich ihnen so wenig Schaden wie möglich zufügte, und die . . . o die Undankbaren! . . . sie kommen zu mir, sowie sie mich allein sehen!“

„Was, sie kommen wieder?“

„Jede Nacht. Einige belästigen mich wenig, die letzten eigentlich gar nicht. Sie sind wie Fremde, von denen ich gestern Abschied nahm, aber die alten, die aus meiner ersten Zeit, als ich mich noch aufregte und mich selbst für niederträchtig hielt, das sind wahre Dämonen. Sowie sie mich im Dunkeln allein sehen, ziehen sie auf meiner Brust in unabhörbarem Zuge dahin, drücken mich, nehmen mir den Atem, schenken mir mit dem Saum ihres Gewandes die Augen. Sie verfolgen mich überall hin, und jetzt, wo ich alt werde, sind sie um so empfindlicher bei der Arbeit. Als man mich in die Dachkammer steckte, sah ich sie wieder in den dunklen Ecken zum Vorschein kommen! Deshalb verlangte ich nach einem Arzt, ich war krank, ich hatte Angst vor der Nacht, ich wollte Licht, Gesellschaft.“

„Sind Sie denn immer allein?“

„Nein, ich habe in meinem Häuschen in der Umgebung von Barcelona Familie, und zwar eine, die mir keinen Verdruß macht: einen Hund, drei Katzen und acht Hühner. Sie verstehen die Leute nicht und achten mich daher; sie lieben mich, als ob ich ein Mensch wie die anderen wäre. Sie werden an meiner Seite in Ruhe alt. Es ist mir nie eingefallen, ein Huhn zu töten; ich falle in Ohnmacht, wenn ich das Blut fließen sehe.“

Er sagte das mit derselben kläglichen Stimme von vorher, er war ganz schwach, wie vernichtet, als ob er fürchte, daß er innerlich allmählich zusammenbräche.

„Hatten Sie denn eine Familie?“

„Ja . . . wie jedermann. Ihnen, gnädiger Herr, erzähle ich alles. Es ist schon so lange her, daß ich zu jemand gesprochen habe. Meine Familie starb vor sechs Jahren. . . . Glauben Sie nicht, daß es eine von diesen betrunkenen, verbummten Weisbildern war, wie man sie in den Romanen immer dem Fenster zur Frau gibt. Es war ein Mädchen aus meinem Ort, mit dem ich mich verheiratete, als ich vom Militärdienst zurückkam. Wir hatten einen Sohn und eine Tochter. Das Brot war knapp, das Geld groß und da — was wollten Sie? — trieben mich die Jugend und eine gewisse Brutalität in Charakter zu dem Amt. Glauben Sie nicht, daß ich den Posten leicht erlangte, es war sogar Protektion dazu notwendig. Anfangs machte mir der Haß der Leute Vergnügen, ich war stolz darauf, Schreden und Abscheu zu erregen. Ich leistete vielen Gerichtshöfen meine Dienste, wir durchstreiften halb Spanien und die Kleinen wurden immer schöner, bis wir schließlich nach Barcelona kamen.“

Was für eine große Zeit! Die schönste meines Lebens, in fünf oder sechs Jahren gab es nichts zu tun. Meine Ersparnisse wurden in einem Häuschen in der Umgegend angelegt, und die Nachbarn achteten Don Ricomedes, einen sympathischen Herrn, der beim Gericht angestellt war.

Der Kleine, ein wahrer Engel, arbeitsam, sittsam und verständig, war in einem Handelshause angestellt, das Mädchen — wie bedauere ich, ihr Bild nicht hier zu haben — war ein Seraph mit blauen Augen, mit blondem Pops, so viel wie mein Arm; wenn sie in unsern Gärten herumließ, sah sie wie eines jener Fräuleins aus, wie sie in den Opern vorkommen. Sie konnte mit ihrer Mutter nicht nach Barcelona gehen, ohne daß nicht irgend ein junger Mann

sie verfolgt hätte. Sie hatte einen wirklichen Bräutigam, einen guten Jungen, der Arzt werden wollte. Das ging sie und ihre Mutter an; ich tat als ob ich nichts sähe, mit der gutmütigen Blindheit der Väter, die sich bis zum letzten Augenblick zurückhalten. Aber, mein Gott, wie glücklich waren wir!"

Die Stimme von Nicomedes wurde immer zitteriger, seine kleinen blauen Augen wurden trübe. Er weinte nicht, aber sein grotesker wider Leib bewegte sich zitternd hin und her, als wenn ein Kind Anstrengungen machte, die Tränen hinterzuschließen.

Aber da fiel es einem Bösewicht, der schon viel hinter sich hatte, ein, sich fangen zu lassen; man verurteilte ihn zum Tode, und nun mußte ich in Funktion treten, als ich schon fast vergessen hatte, was mein Amt war. Was war das für ein Tag! Die halbe Stadt kannte mich, als man mich auf dem Gerüst sah, und Journalisten von der Sorte, die schließlich alle eine Epidemie sind (Sie entschuldigen wohl!), forschten sogar mein Leben aus, stellten mich und meine Familie in gedruckten Letzern den Leuten vor, als ob wir ein seltenes Gewürm wären, und beständigen bewundernd, daß wir das Aussehen von anständigen Leuten hätten. Wir kamen so in die Mode; aber welche Mode! Die Nachbarn schlossen Fenster und Türen, wenn sie mich sahen, und wenn die Stadt auch groß ist, man erkannte mich doch auf der Straße und beschimpfte mich. Als ich eines Tages nach Hause gekommen war, empfing mich meine Frau wie eine Wahnsinnige. Das Mädchen! Ich sah sie im Bett mit verzerrtem, grünlichem Angezicht liegen, sie, die so hübsch war! Die Zunge hatte weiße Flecke. Sie hatte sich vergiftet, vergiftet mit Streichhölzern, und hatte ganze Stunden lang entsetzliche Schmerzen ertragen, ohne etwas zu sagen, damit das Mittel dagegen zu spät käme . . . und so kam es! Am folgenden Tage lebte sie nicht mehr. . . Die Arme hatte Mut. Sie liebte ihren Arzt von ganzem Herzen, und ich selbst las den Brief, worin der junge Mann für immer von ihr Abschied nahm, nachdem er erfahren hatte, wessen Tochter sie war. . . Ich beweinte sie nicht. Hatte ich vielleicht Zeit dazu? Die Welt fiel über uns her, das Unglück kam von allen Seiten, das ruhige Heim, das wir uns gezimmert hatten, stürzte an allen vier Ecken ein. Mein Sohn . . . auch den warf man aus dem Handelshause, und es war vergeblich, eine neue Stellung oder Hilfe bei den Freunden zu suchen. Wer wechselt ein Wort mit dem Sohn des Penters? Der Arme. Als ob er sich der Vater hätte aussuchen können, bevor er zur Welt gekommen war! Was hatte er, der so gut war, für Schuld daran, daß ich ihn erzeugt hatte? Er war den ganzen Tag zu Hause, da er die Leute floh, und sah traurig und seit dem Tode des Mädchens verwahrloht in einer Ecke des Gärtchens.

"Vorank denkt Du, Antonio?" fragte ich ihn.

"Ich denke an Anita, Papa!"

Der Arme hinterging mich. Ich dachte daran, wie grausam wir uns geirrt hatten, als wir eine Zeitlang geglaubt hatten, den anderen gleich sein zu können.

Der Sturz war gräßlich, unmöglich, sich davon zu erheben. Antonio verschwand.

"Und Sie haben nichts über ihn erfahren?" fragte Hauez, den die graufige Geschichte interessierte.

Zunächst vier Tage nachher. Man fischte ihn Barcelona gegenüber auf; als man ihn herauszog, war er in die Kette gewickelt, aufgeschwollen und entstellt. Sie werden das übrige schon erraten haben. Die Alte schwand nach und nach dahin, als ob die Kinder sie von oben nachzögen, und ich, der Schlichte, der Haribergige, blieb hier allein zurück, ganz allein, ich kann nicht einmal zum Trum meine Zuflucht nehmen, denn wenn ich mich betrinke, kommen sie, verstehen Sie wohl? Sie, meine Verfolger und machen mich mit den Flattern ihrer schwarzen Gewänder, die ungeheuer großen Raben gleichen, berrückt, und ich fange an zu sterben. . . Und doch habe ich sie nicht! Die Unglücklichen! Ich weine fast, wenn ich sie auf dem Armenländerstahl sehe. Andere haben mir weh getan. Wenn die Welt sich in eine Person verwandelte, wenn alle die Unbekannten, die mir die Meinen mit ihrer Verachtung und ihrem Haß raubten, nur einen Hals hätten und man würde ihn mir übergeben, o, wie würde ich ihn zusammenschneiden . . . mit welcher Wonne!"

Er war aufgestanden und schrie das heraus, wobei er seine Fäuste heftig hin und her bewegte, als ob er einen Hebel umdrehen wollte. Nun war er nicht mehr das furchtsame, didaktische, klägliche Wesen. In seinen Augen funkelten rote Flecke, die Blutzprißsteden gleichen, der Schnurrbart richtete sich auf und seine Gestalt erschien größer, als ob die wilde Bestie, die in ihm schlief, der Hölle einen furchtbaren Ruch gegeben hätte.

In dem Schweigen des Kerkers ertönte immer deutlicher der schmerzliche Singklang, der vom unterirdischen Gefängnis kam:

Da . . . ter um . . . fer, der du bist im Himmel!

Don Nicomedes hörte es nicht. Er lief wütend durch das Zimmer, wobei er durch seine Schritte den Fußboden erschütterte, der seinem Opfer zum Dach diente. Schließlich wurde er auf das eintönige Jammer aufmerksam.

"Wie dieser Unglückliche singt!" murmelte er. "Wie weit entfernt ist er davon, zu wissen, daß ich hier über seinem Kopfe bin."

Er setzte sich außer Atem nieder und verharrte lange in Stillschweigen, bis seine Gedanken, seine Mut zu protestieren, ihn zu sprechen zwangen.

"Sehen Sie, ich weiß, daß ich ein schlechter Mensch bin und daß die Leute mich verachten müßten. Was mich aber in Zorn bringt, ist der Mangel an Logik. Wenn das, was ich tue, ein Verbrechen

ist, sollen sie die Todesstrafe abschaffen, und dann werde ich in einer Ecke wie ein Hund vor Hunger versterben.

Ist es aber notwendig zu töten, damit die Guten Ruhe haben, warum laßt man mich dann? Der Staatsanwalt, der den Kopf des Bösewichts fordert, wäre nichts ohne mich, der ich gehorche, alle sind wir Räder derselben Maschine und wir verdienen bei Gott den gleichen Respekt, denn ich bin ein Bearbeiter, der dreißig Dienstjahre hinter sich hat . . ."

(Nachdruck verboten.)

Die Verschmelzung von Arbeitergesangsvereinen.

Von Eugen Thari.

II.

Doch höher als alle materiellen Vorteile stehen die künstlerischen. Wieviel mehr mit einem großen Chor zu erreichen ist als mit einem kleinen, ist so klar, daß man darüber kaum Worte zu verlieren braucht. Ein Teil der einschlägigen Erwägungen hat ja zur Bildung der Sängerbünde geführt. Nun können diese, wie schon gesagt, da sie die Mitglieder nicht immer zu Proben zusammen haben, nicht das leisten, was einem einzelnen großen Verein zu vollbringen möglich ist. Die ständige Anwesenheit einer großen Anzahl von Sängern bei den Proben gibt dem Dirigenten ein ganz anderes Arbeitsfeld. Die einzelnen Stimmgruppen lassen sich besser ausgleichen, die Stimmdisziplin, d. h. die Unterordnung des einzelnen Sängers unter die Masse seiner Stimmkollegen, kann besser herangebildet werden, die Atemführung läßt sich besser handhaben usw. Es ist ein alles, nie zu beseitigendes Mangel, daß es in jedem Verein minderbegabte Sänger gibt, solche, die entweder musikalisch schlecht beschlagen sind oder deren Stimmen mindertwertig sind. Zwei oder drei solcher Sänger können den Erfolg einer Konzertaufführung in Frage stellen, wenn sie nicht durch eine größere Zahl von Mitsängern gedeckt werden. Das ist unmöglich bei kleinen Chorvereinen von 20 bis 25 Mitgliedern. Auch bei etwas größeren Vereinen hat der Dirigent oft seine liebe Mühe, daß der Gesangsleiter solcher Mitglieder nicht allzu gefährlich wird. Hier hilft zum Ausgleich nur der große Verein, der die Möglichkeit bietet, durch eine größere Zahl von tüchtigen Sängern die Schwächen der anderen zu verdecken. Aber auch wenn nur gute Stimmen vorhanden sind — ein Umstand, der befallentlich nie eintritt —, ist ein großer Chor einem kleinen vorzuziehen. Bei diesem wird man einzelne Sänger hören, bei jenem läßt sich ein Gesamtklang, der einheitliche Chorklang, erzielen. Diese Verhältnisse gehen analog denen des Orchesters.

Im Zusammenhang mit dem Chorklang steht auch die Frage der Atemtechnik. Auch darin läßt sich mit einem großen Chor besseres erzielen als mit einem kleinen. Denn das Wesen des Chorates besteht darin, daß die Ungleichmäßigkeiten und die Unfertigkeiten der einzelnen Sänger untereinander ausgeglichen werden, daß man nicht den von der Güte der Lunge usw. abhängigen Atem des einzelnen, sondern die Chormasse als solche atmen hört. Wie z. B. bei wichtigen Einschnitten der Komposition und des Textes. Zur Erzielung einer guten Phrasierung ist ein solcher Choratem unerlässlich. Auch ausgehaltene Töne müssen beliebig lang, ohne zu stoßen und zu wackeln, in jeder Stärke gehalten werden können. Gleichmäßiges Anschwellen, noch mehr gleichmäßiges Abklingen sind die schwersten Aufgaben für einen Chor. Wie oft hört man schwierige Chöre — sogenannte Kunstlieder — höchst unvollkommen wiedergegeben! Und weder den Dirigenten, noch den Fleiß der Sänger trifft eine Schuld. Lediglich die zu geringe Zahl der Ausführenden hat eine ersprießliche Leistung verhindert. Der überwiegende Teil des modernen Chorliedes ist nur von großen Chören zu bewältigen. Und die Arbeiterchöre hätten in dieser Beziehung besonderen Grund zum Fortwärtstreben. Denn es zeigt sich, daß die guten modernen Chorlieder sozialen Inhalts — es sind freilich erst ganz wenig vorhanden —, nicht im alten Liedertafelstil gehalten sind, sondern die Errungenschaften moderner Tonkunst berücksichtigen. Wollen also die Arbeitergesangsvereine sich für die Aufgaben der Zukunft heutzutage rüsten, so ist unbedingt nötig, daß dort, wo die Möglichkeit sich bietet, die kleinen Vereine ineinander aufgehen. Die zühörende Arbeiterschaft hat ein Recht darauf, daß ihr soziale und Freiheitslieder so gut wie nur möglich dargeboten werden. Denn auch für leichte Freiheitslieder ist es von Nutzen, wenn sie von einer großen Sängerschare ausgeführt werden. Freiheitslieder müssen mächtig klingen, wenn sie die voll: Wirkung auslösen sollen und sind deshalb auch durchgängig für Massenhöre berechnet.

Ferner denke man an die vielen Lieder für Männerchor und Orchester, ein Gebiet, das den kleinen Chören fast ganz verschlossen ist! Und auch die Ausführung von größeren Chorwerken mit Solisten ist nur einem großen Verein möglich. Aus finanziellen und künstlerischen Gründen. Es ist bekannt, daß die Stellen, an denen die Masse des Volkes ihre musikalische Erbauung sich holt, im wesentlichen die Militärmusik und die Liederabende der Männergesangsvereine sind. Auf die künstlerische Ausgestaltung des

Militärkonzerte haben wir keinen Einfluß, aber die Konzerte der Männerchöre sind zu beeinflussen. Die Wünsche von Freunden einer guten Volkstunst gehen dahin, daß die Konzerte der Männerchöre aus dem sogenannten Liedertafelniveau sich heben und zu wirklichen Kunstereignissen des Volkes werden mögen. Den Männerchören ist die Erziehung des Volkes in musikalischer Hinsicht anvertraut. Dieser Pflicht sind sich erst wenig Vereine bewußt. Den meisten geht das Vereinsinteresse noch über das allgemeine. Gute künstlerische Aufführungen können — es sei nochmals betont — nur große Vereine zustande bringen. Auch die größte Begeisterung eines Dirigenten muß scheitern, wenn die Mittel zur Ausführung unzulänglich sind.

Und damit kommen wir zur Dirigentenfrage, die gleichfalls in unsere Betrachtungen hineingehört. Sie ist für viele Arbeitergesangsvereine geradezu brennend geworden, da ihnen bei weitem nicht die große Auswahl unter den vorhandenen Kräften zur Verfügung steht wie den bürgerlichen Vereinen. Auch zur Lösung dieser Frage kann die Verschmelzung kleinerer Gesangsvereine in einen großen helfen. Denn ein guter Dirigent verlangt gute Bezahlung und kann sie auch beanspruchen. Kleine Vereine können ihrem Dirigenten oft nicht mehr als 2,50 Mark für die Probe zahlen. (Der Musiker, der abends zum Tanz aufspielt, erhält mehr.) Und selbst diese 10 Mark monatlich aufzubringen, fällt einem Verein von 20–25 Mitgliedern schwer. Die Folge davon ist, daß jeder Dirigent danach streben muß, sich aufzubessern, d. h. den schlechtzahlenden Verein zugunsten von besserzahlenden aufzugeben. Ferner aber sind selbst bessergestellte Vereinsdirigenten gezwungen, Abend für Abend einen Chor zu leiten. Die Berufsfreudigkeit der Dirigenten wird gehoben, wenn sie sehen, daß ihre Arbeit auch finanziell sich lohnt, und wenn sie aus dem Berufsstumpfsinn herauskommen, der ihnen auferlegt, Abend für Abend mit immer einem anderen Verein womöglich die gleichen Lieder durchzureden zu müssen. Auch ergibt sich für die Vereine die Möglichkeit, daß bei genügender Bezahlung sich mehr gute Kräfte als sonst zu Dirigenten melden werden. Auch der Umstand, daß ihm eine große Sängerschule zur Verfügung steht und daß er die Möglichkeit hat, größere Aufführungen zu machen, veranlaßt manchen guten strebsamen Musiker, seine Kräfte den Vereinen zur Verfügung zu stellen.

Was sonst noch alles mit einem großen Verein sich leicht schaffen läßt, ist zum Teil noch Zukunftsmusik; soll aber noch kurz gestreift werden. So können mit geringen Kosten ein paar Bücher musikalischen Inhalts, eine Musikzeitung usw. zum Verleihen an die Mitglieder angeschafft werden, Dinge, die für den einzelnen musikliebenden Arbeiter zum Anschaffen meist zu teuer sind. Die Ausleihziffern von Volksbibliotheken zeigen, wie groß das Bedürfnis ist. Auch das Arrangieren von einem Kammermusikabend oder einem Sololiederabend fände nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Ich meine hierbei keine Konzerte, sondern mehr einen beaglichen musikalischen Abend für die Vereinsmitglieder und deren Angehörige, der vielleicht einmal im Winter stattfinden könnte usw.

Wie sollen sich nun Vereine verschmelzen? Hierüber ist von Fall zu Fall zu entscheiden. Ganz kleine Vereine schließen sich, wie schon gesagt, am besten einem größeren an. Gleich große werden einen neuen Verein gründen. Die Aufrechnung des Inventars macht keine Schwierigkeiten. Die Hauptsache ist guter Wille auf allen Seiten, bessernd eingreifen zu wollen. Das Sonderinteresse muß zurücktreten. Immer soll man sich vor Augen halten, daß auch auf dem Gebiete des Gesangsvereinswesens der Zusammenschluß die Macht ist, daß der einzelne kleine Verein nichts bedeutet, der große aber sehr viel zu sagen haben kann.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Riesenmeteore. Der Zufall will es, daß in den letzten Monaten zwei Fälle bekannt geworden sind, in denen durch Meteore, vom Himmel fallenden Steinmassen, Unglück angerichtet worden ist. In Amerika ist durch ein herabfallendes Meteor ein Mann getötet worden — der erste dieser Art zweifellos bekannt gewordene Fall — und vor kurzer Zeit ging durch die Tagespresse eine Notiz, nach welcher der Dampfer „Cambrian“ bei 42 Grad 5 Minuten nördlicher Breite und 6 Grad 10 Minuten westlicher Länge beinahe durch ein herabfallendes Riesenmeteor zerstört worden wäre. Der dritte wachhabende Offizier schilderte den Vorfall. Das Meteor ging etwa 40 Meter vom Meer ins Meer, wobei sich heiße beifühende Dämpfe entwickelten. Es soll die Größe eines großen Wohnhauses

gehabt haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Größenschätzung des Offiziers richtig gewesen ist, denn es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß solche Massen nicht auf die Erde herabfallen könnten. Hat man doch manche Belege dafür, daß mitunter ganz ungeheure Massen auf diese Weise der Erde hinzugefügt werden. Nach einer Mitteilung in der Zeitschrift „Himmel und Erde“ ging im Jahre 1866 in Ungarn ein Meteorit von 250 Kilogramm Gewicht nieder, 1888 in St. Genevieve, Missouri, eins von 244,5 Kilogramm, und in Finnland fiel 1899 in Borgo in Gegenwart von Augenzeugen ein glühender Stein von 325 Kilogramm Gewicht aus der Luft herab. Das sind immerhin noch kleine Steine gegen die Meteoriten, die man aufgefunden hat. Man kann bekanntlich die Meteoritennatur an Steinen nachweisen, besonders wenn sie Eisen in größerer Menge enthalten. 1902 wurde in Willamette Oregon (Amerika) ein in seiner Struktur prachtvoller Meteorit aufgefunden, der nicht weniger als 13.500 Kilogramm wog. Die Sammlung der Berliner Universität besitzt von diesem Meteorit ein Stück von 1 Kilogramm. Noch größer ist ein Stein, der in Campo del Cielo (Tucuman, Argentinien) gefunden wurde. Noch größere fand man in Chapaberos (Vereinigte Staaten), Gewicht der zwei zusammengehörenden Stücke = 20.880 Kilogramm, Cape York circa 40.000 Kilogramm und Ranchito etwa 50.000 Kilogramm. Der am 12. Februar 1900 in Porto Alegre heruntergegangene Stein maß 26 Meter in der Höhe und 17 Meter im Durchmesser.

Viele Meteore zerpringen beim Durchfallen der irdischen Atmosphäre in viele kleine Stücke. Ein 1869 bei Hekle in Schweden niedergehendes Meteor zerfiel in etwa 500 kleine Stücke, deren größtes nur 1,8 Kilogramm wog. Der zurzeit größte Niedergang eines gesprengten Weltkörpers konnte in Klausenberg (Siebenbürgen) beobachtet werden. Seine Bestandteile verbreiteten sich über eine fast 25 Kilometer breite Fläche in etwa 100.000 Stücken von 0,1 Gramm bis 35 Kilogramm Gewicht.

Man sieht, daß es gar nicht so unbedeutliche Massen sind, die der Erde auf diesem Wege aus dem Weltraum zufliegen. Wenn man weiß, wie häufig Meteoritenfälle sind, wie viele gerade in unbewohnten Gegenden vorkommen und über den Weltmeeren, und wie wenig und selten Fälle in bewohnten Gegenden zur Beobachtung kommen, obwohl ihre Anzahl sicher sehr groß ist, dann kommt man zu der Ansicht, daß in dem scheinbar leeren Weltraum eine Riesmenge von Material in kleinsten Bruchstücken umhergeschwirren muß, mit dem die größeren Himmelskörper mitunter „gespeist“ werden können.

Physiologisches.

Die Nervenregung — ein chemischer Prozeß. Unsere Sinnesorgane nehmen bekanntlich die durch irgendwelche Erscheinungen auf sie ausgeübten Reize entgegen, und diese letzteren werden durch die Nerven zum Gehirn fortgeleitet, wo sie uns zum Bewußtsein kommen. Ob der Erregungsvorgang in den Nerven nun ein chemischer oder ein physikalischer Prozeß ist, ist schon oft Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung gewesen, bisher jedoch noch nicht entschieden worden. Die bislang angewandten Untersuchungsmethoden, z. B. die Feststellung der Ermüdbarkeit der Nerven, der Versuch, die Bildung chemischer Produkte im gereizten Nerven nachzuweisen, oder gar zu zeigen, daß im gereizten Nerven eine Temperaturänderung stattfindet, oder schließlich zu untersuchen, ob der Nerv freien Sauerstoff bedarf, haben keinen Beweis dafür geliefert, daß es sich um einen chemischen Prozeß handelt.

Die neuere Chemie hat uns aber durch die Arbeiten von van Hoff und Arrhenius Mittel an die Hand gegeben, welche mit großer Sicherheit dafür verwandt werden können, zu entscheiden, ob ein Vorgang chemischer oder rein physikalischer Natur ist. Alle chemischen Vorgänge sind nämlich dadurch ausgezeichnet, daß die Geschwindigkeit, mit welcher sie verlaufen, bei einer Temperaturerhöhung um 10° sich auf das Doppelte oder Dreifache steigert. Dieses Prinzip ist schon von mehreren Forschern benutzt worden, um zu entscheiden, ob es sich, speziell bei Lebensvorgängen, um chemische Prozesse handelt. Die Benutzung dieses Prinzips ist vor allen Dingen dann bequem und zweckmäßig, wenn die sich abspielenden chemischen Prozesse zu kompliziert sind, als daß wir sie ihrer Natur nach erkennen könnten.

Ueber die in der Ueberschrift genannte Frage hat nun ein englischer Forscher, S. S. Maxwell, Untersuchungen angestellt. Er bediente sich zu diesem Versuchen des Pedalnerven der Riesenschnecke Ariolimax columbianus. Die Nerven kann man bequem in einer Länge von 10 Zentimeter präparieren und hat den großen Vorteil, daß die Erregung in diesen Nerven sich nur mit einer Geschwindigkeit von 44 Zentimeter in der Sekunde fortpflanzt. Maxwell hat nun in einer großen Reihe von Versuchen die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenregung bei zwei verschiedenen, 10° auseinanderliegenden Temperaturen gemessen und gefunden, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit im Durchschnitt auf das 1,78fache steigt. Das übereinstimmende Ergebnis dieser großen Zahl von Versuchen führt logisch zu dem Schluß, daß die Fortleitung im Nerven ein chemischer Prozeß ist.